

Die Neue Welt

Nr. 27

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Ein Abschied.

Von Franz Evers.

Und ich ging und ließ die Andern lachen,
Denn ich trug mit mir ein Paradies,
Und ich lernte meinen Stolz entfachen,
Als der Sturm mir in den Mantel blies.

Klatschend schlug der Regen auf und sprähte,
Bis zur Stirn mir war mein Hut durchnäht,
Doch im Innern meine Seele glühte,
Die Euch nicht zur Ruhe kommen läßt.

Da ich wandre durch die Nächte weiter,
Und Ihr lärmt und Haß verbindet Euch,
Aber ich bin wie ein Sturmgefeiter,
Denn mein Schweigen überwindet Euch.

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Fuchthubers. Von F. Niebeck.

(Fortsetzung.) Fünftes Kapitel.

Johann verschwindet.

Als wir dem Baumbereich der Stadt entronnen waren, verloren wir unseren Freund Johann. Ein Wagen kam des Weges gefahren, und scherzhaft warfen wir dem Fuhrmann die Frage zu, ob wir mitfahren dürften. Wider Erwarten lud er uns durch eine Handbewegung zum Aufsteigen ein, fuhr jedoch im Trabe weiter. Wir rannten dem Wagen nach und versuchten aufzuspringen; Franz kam dabei heftig zu Fall und lag auf der Straße, während Johann schon den Wagen erklimmen hatte. Er rief uns zu, daß er im nächsten Dorfe auf uns warten wolle.

Franz hatte sich aufgerafft, und wir zogen weiter, dem lustig dahin fahrenden Freunde neidisch nachblickend, bis er vor unseren Augen verschwand.

Im nächsten Dorfe fanden wir ihn nicht, obgleich wir uns sorgfältig nach ihm umsahen. Weiter — einem anderen Dorfe zu! Johann war auch dort nicht zu finden, und nun erfaßte uns die Angst, daß er für uns verloren sei. Wir waren müde geworden und sehnten uns nach einem Stündchen Rast, doch die Hoffnung, daß Johann weiter mitgefahren sei, als er beabsichtigt hatte, und nun irgendwo am Wege auf uns wartete, verlieh uns Kraft und Ausdauer. Johann war der Kühnste und Herzhafteste von uns, ihn glaubten wir nicht entbehren zu können.

So legten wir eine weite Strecke Weges zurück, bis Franz stehen blieb, sich an meine Schulter lehnte und zu weinen begann. Er konnte nicht mehr weiter, und so ließen wir uns im Chauffee Graben nieder. Zuständig bat er, ich möge mit ihm umkehren und nach Hause wandern; er habe sich die Fremde ganz anders vorgestellt. Indem ich ihn tröstete und seinen Muth aufzufrischen versuchte, schöpfte ich aus seinem Kummer und seinem Zagen neue Entschlossenheit. „Sie würden uns anlachen zu Hause,“ sagte ich. „Und außerdem sind wir schon viel zu weit fort!“ „Mich hungert!“ stöhnte er.

O, mich hungerte auch, ganz entsetzlich sogar! Mein Magen fragte mit entsetzlicher Ernsthaftigkeit, ob ich gesonnen sei, ihm sogleich Beschäftigung zu geben, oder ob ich für immer auf seine Thätigkeit verzichten wolle. Bei dieser Frage war mir zu Muthe, wie etwa einem zum Tode verurtheilten Missethäter, den ein naives Gemüth fragt, ob er nicht lieber seine Schuld durch fleißige Arbeit und freiwillige Buße tilgen wolle, anstatt sich lösen zu lassen. Ach, er wollte schon arbeiten und Buße thun, wenn nur der Staatsanwalt und der Denker nicht wäre!

Obgleich wir Beide vor Hunger kaum noch zu kriechen vermochten, hatten wir keiner ein Wort über diesen Zustand gesprochen, aus Angst, daß dann wieder die Frage erörtert werden müßte, wer von Beiden im nächsten Orte für Bettelbrot zu sorgen habe. Nach den ersten trostlosen Fuchthversuchen war unser Vertrauen in die Ergiebigkeit dieser Kunst tief gesunken, und selbst die stolze, ruhmreiche Thatsache, daß ich einst ein Ei erfochten hatte, vermochte uns nicht ein Fünkchen Muth zu verleihen. Gerade die Erinnerung an jenes Ei war die, die mir stets den besten Empfang ins Gedächtniß rief, den mir die Bäuerin bereitet, als ich mit gutem, arglosem Herzen bittend vor sie hintreten wollte. Eine solche Abweisung hätte ich nicht wieder erleben mögen, daher meine unüberwindliche Scheu vor dem Fuchth. Franz war erst recht ein Hasenfuß; er besaß eher die Fähigkeit, elend im Chauffee Graben zu verhungern, als einen fremden Menschen um eine Gabe anzusuchen. Diese Eigenschaften steckten bei uns im Blute; das war der anerzogene, nichtswürdige, falsche Stolz, die Eitelkeit des Narren, vermischt mit einer starken Dosis Feigheit und einem Uebermaß von Unbeholfenheit.

Wir hatten keiner unseren Hunger verathen, in der Hoffnung, mit Johann zusammenzutreffen und mit ihm gemeinsam auf Erlösung zu sinnen. Nun, da Franz halbtodt am Straßeneinde lag, hielt ich mich für moralisch verpflichtet, unter allen Umständen für Nahrung zu sorgen. Mein erster Gedanke war, mit den zwei oder drei Pfennigen, die wir noch besaßen, in ein Wirthshaus zu gehen und für den Betrag ein Stückchen Brot zu kaufen. Was dann weiter geschehen sollte, wußte ich vor der Hand nicht.

Nach vielem gütlichen Zureden gelang es mir, den schwergeprüften Freund auf die Beine und auch vorwärts zu bringen. Ein Stück weit führte ich ihn sorgfältig, wie eine zärtliche Mutter ein Kind bei dessen ersten Gehversuchen leitet; allmählig aber gewöhnte sich der schwache Körper wieder an die Bewegung, und Franz schleppte sich ohne meine Unterstützung weiter.

Vor uns lag eine Ortschaft, in der zwischen niederen Häusern und Gärten eine Anzahl villenartiger Gebäude prunkend und prächtig emporstrebten. Zu beiden Seiten der Eingangsstraße befanden sich mehrere niedliche Landhäuser, bei denen weder Schuppen noch Ställe zu sehen waren, und die daher im Verein mit den Villenbauten dem Orte ein städtisches Ansehen verliehen. Vielleicht, daß uns Johann hier erwartete.

Wir hielten Einzug. Mitten in dem Dorfe oder dem Städtchen wohnte in einem schönen Hause ein Tischlermeister. Ueber der frischgestrichenen Hausthür hing ein mächtiges Schild mit fukhohen Buchstaben. Die Größe dieses Schildes erweckte in mir die Vorstellung, daß in dem Hause ein großer Meister über viele Gesellen herrsche, und plötzlich kam ich auf den Einfall, unterthänigst anzufragen, ob er vielleicht auch für meinen Freund und mich Beschäftigung habe. Ich theilte Franz meinen Plan mit, und er ermunterte mich, bei dem Meister vorzusprechen.

„Ich werde sagen, daß wir ganz billig arbeiten!“

„Ich arbeite umsonst, bloß für's Essen,“ erklärte mein Freund mit matter Stimme. Für ihn hatte nur noch das Essen Wirth und Reiz.

Zagenden Fußes trat ich in das Haus. Ein Mädchen zeigte mir die Werkstatt. Leise pochte ich an, und ein scharfes „Herein!“ ertönte. Ich öffnete, und ein härtiger Mann kam mir entgegen. Er hatte schwarze, stechende Augen, und er lächelte mich so kalt und herzlos an, daß mir ein Schauer durch die Seele lief. Kaum hatte ich die ersten Worte gestammelt, so drängte er mich mit den Worten: „Hier kommt Jeder rein, der vorbeiläuft; Sie sind heute schon der Zehnte!“ hinaus und schlug die Thür heftig zu.

Ich wandte wie im Tannel zurück auf die Straße, wo mein Freund mit sehnsuchtsvollen, fast brechenden Augen meiner harrete. O, daß ich in die

Fremde gegangen war! Hätte ich doch meiner lieben, klugen Mutter gefolgt und bei irgend einem elenden Dorfstrichler meiner Heimath Arbeit genommen! Ich hätte, wenn auch wenig Geld, mir doch das Essen verdient — ich hätte nicht eines schauerlichen Hungertodes sterben dürfen!

O, wie ich mich nun ängstigte vor den Menschen! Mir kimmerte es schwarz vor den Augen; ich sah keine Rettung mehr.

Franz fragte, ob „nichts gewesen“ sei; ich schüttelte mit dem Kopfe, und wir schlichen schweigend und willenlos weiter.

Sechstes Kapitel.

Unser Schulmeister.

Aus einem einsam stehenden Häuschen kam mit tänzelnden Schritten ein junger Mann geraden Weges auf uns zu. Er trug ein rotes Halstuch, rote Tuchniederschuhe und eine Vallonmütze, wie sie in jenen Tagen von Fleischergehilfen getragen wurde. Zuerst hielt ich ihn für einen Fleischer, bald aber schloß ich aus dem dicken Farbenschmuck, der an seiner schlotterigen Gewandung haftete, daß er ein Maler oder Anstreicher sei.

„Na, Kunden, wohin?“ fragte er uns.

Wir schwiegen; einmal, weil wir selbst am wenigsten wußten, wohin wir gingen, und ferner, weil wir glaubten, der Mensch wolle sich aus Uebermuth einen Spaß mit uns machen.

„Na, Donnerwetter, Ihr seid doch Kunden!“ fuhr er heftig fort und deutete auf unser Kelleisen. Wir sahen ihn verdutzt an.

„Kerls, Ihr kommt wohl frisch aus dem Backofen, daß Ihr die Lösung nicht kennt?“

„Welche Lösung?“

„Na, da loof mir Einer a Maßel gebadene Pflaumen! Kennen die Kerls die Lösung nicht. Kenn! ist die Lösung; Kenn! Verstandibus?“

Wir nickten bejahend aus Furcht, denn er sah uns sehr bössartig an und schmielte beängstigend mit einer Haselnußgerte in der Luft. Ich glaubte, er sei verrückt.

Unser zustimmendes Nicken befänstigte sein Gemüth einigermaßen, und er fuhr in milderem Tone fort: „Eigenlich ist Kunde die Lösung und kenn die Gegenlösung. Wenn ich Euch also frage, ob Ihr Kunden seid, wie habt Ihr dann zu antworten?“

„Kenn!“ sagte ich, denn mir war plötzlich klar geworden, daß das neue Wort zu den Schätzen der Handwerksburschensprache gehörte.

„Nichtig! Und wohin tippelt Ihr?“

„Wohin wir tippeln? Auch dieser Ausdruck war mir neu und unverständlich. Wieder starrte ich ihn fragend an.“

„Wohin Ihr tippelt?“ wiederholte er heftig. „Ich glaube, Ihr Affenpintcher wißt auch noch nicht, was tippeln heißt! Das heißt so viel, wie laufen . . . Na, wartet, ich will Euer Schulmeister sein! Aber aufgepaßt, sonst giebt es ganz verdammt Hane!“

Wieder ließ er die Gerte durch die Luft sausen und stieß dabei ein so derbes Fluchwort aus, daß Franz erschrocken zur Seite wich. Der gute Junge war so sehr mit dem Gedanken an seine Hungersnoth beschäftigt gewesen, daß er auf die Lehren des Schulmeisters nicht geachtet hatte; erst das Wort „Hane“ wirkte belebend auf ihn ein.

„Fürchte Dich nicht, mein Engel!“ rief ihm der Schulmeister spöttisch zu. „Hane giebt's erst, wenn Ihr nicht lernt. . . . Kömmt Ihr schon dalsen? das heißt so viel wie fechten.“

Mit dem aufrichtigsten Gewissen konnte ich ihm den Bescheid geben, daß wir dieser Kunst nicht gewachsen seien. Ich erzählte ihm von unseren ersten Fehlvorlesungen und suchte mir ein bißchen Ansehen zu verleihen, indem ich in umständlicher Weise berichtete, durch welche Mühseligkeit ich ein Ei erschaffen hatte; er hörte jedoch nur mit halbem Ohr zu und behenerte in einem fort, wir wären die dümmsten Käfer, die ihm je begegnet seien.

Ueberhaupt bezeigte er für unsere Schicksale nicht das mindeste Interesse. Er ward ärgerlich, so oft ich von unserer Herkunft und unseren Erlebnissen sprach, und er überhäufte uns dann so lange mit

böshafte Bemerkungen und Grobheiten, bis ich zur Einsicht gelangte und schwieg. Dagegen schien es ihm Bedürfnis zu sein, uns über seine werthe Persönlichkeit ausführlichen Bericht zu erstatten und uns eine sehr hohe Meinung über sie einzuflößen.

Er war seiner „Religion“ nach Wagen-schmierer, was zu deutsch Lackirer heiße. Wiederholt versicherte er mit großem Nachdruck, daß er ein echtes Berliner Kind sei, und da ich leider in meiner geistigen Beschränktheit vergaß, ihm meine Bewunderung auszudrücken, bestrafte er mich durch einen langen, durchbohrenden Blick und wiederholte streng: „Ich bin een echtes Berliner Kind, mit Spreewasser getooft!“

Nun holte ich das Veräumte schnell nach, indem ich ein ehrfurchtsvolles Gesicht machte und durch irgend einen Grunzlaut meinen höchsten Respekt auszudrücken versuchte. Das Wagemüth scheint mir gelungen zu sein, denn er war zufrieden und erzählte huldvoll weiter.

In Breslau habe er „geschennigelt“ — auf Deutsch: gearbeitet; er habe jedoch seinem „Krauter“ — auf Deutsch: Meister — den Kram vor die Füße geworfen, denn, wenn die Sonne scheine, bekomme er das Juden in die Veine. „Ich bin zwar noch riesig jung, kaum dreißig Jahre, aber trotzdem tipple ich schon an die fünf, ehn Jahr auf der Geographie herum. Da wirst Du mir zugeben müssen, daß ich mehr von der Welt verstehe, als Du, Du Irnschnabel.“

Er hatte die Gewohnheit, nur einzelne Worte in seiner Berliner Muttersprache zu reden, schien sich also das „Berlinerisch“ in der Fremde ziemlich abgewöhnt zu haben. Berlin war, wie er sagte, seine Mutterstadt; Breslau jedoch schien seine Vaterstadt zu sein, denn im Eifer des Erzählens theilte er mir mit, daß sein Vater ein „oller Breslauer Bürger“ sei. Das Geheimniß dieses Familienzusammenhanges zwischen den beiden Hauptstädten ist mir nicht klar geworden.

Er rühmte sich, daß ihm sämtliche Pennen und Pennenbosse — auf Deutsch: Herbergen und Herbergswäter — im ganzen Reiche und den umliegenden Staaten bekannt seien; auch hielt er es für einen ganz besonderen Ruhm, unzählige Male „verschütt gegangen“ zu sein und auf diese Weise die Gefängnisse aller Länder gründlich kennen gelernt zu haben. Auch auf der „Drehscheibe“ — zu Deutsch: Arbeitshaus — war er schon gewesen.

Wir konnten einen besseren Lehrer nicht finden, und mein Respekt wuchs mit jeder Minute — er wuchs allmählig ins Unbegrenzte.

Schade, daß Franz in so trauriger Verfassung war und sich außer Stande fühlte, dem Unterricht und den überaus belehrenden Erzählungen und Vorträgen des Schulmeisters mit dem nöthigen Verständnis zu folgen! Immerhin hatten sie für ihn das Gute, daß sie ihm ein wenig Zerstreuung gewährten und ihn von seinen schwarzen Gedankenbildern ablenkten. Wäre der neue Wanderkollege nicht erschienen, so hätte sich Franz sicherlich in den Chausseegraben gelegt und heilig behenert, nicht einen Schritt weiter zu können.

Unserem Wundermanne gelang schließlich das Wunder, den zum Tode erschöpften Jungen durch ein paar Worte frisch und mobil zu machen. Er deutete mit der Haselnußgerte nach einem Dorfe, das in Sicht kam, erklärte uns, daß ein solcher Ort „Kass“ genannt werde, daß demnach die Bauern „Kassern“ seien und daß er uns in diesem Kass das Dalken lehren wolle. Als er hinzufügte, daß er gesonnen sei, für uns Drei ein delikates Beesperessen zu besorgen, wurde Franz lebendig; sein tiefgesehnter Kindstropf hob sich, in die trüben Augen kam frische Gluth, ich glaube, er begann zu hüpfen.

(Fortsetzung folgt.)



Afrikanische Sprüchwörter.

Wer das Feld besäet, in der Sonne schwitzt; In dem Schatten lagert, wer das Feld besäet.

Wers zum reichen Mann gebracht, Hat sein Städtchen arm gemacht.

Die Nihilistin.

Roman von Sonja Nowakowka.

Aus dem Russischen übersezt von Louise Flachs-Falkenau.
(Schluß.)

Seine Erlaucht sah mich an und rief sofort: Mein Gott, das ist ja Alina (meine Mutter hieß so), ganz der Alina aus dem Gesicht geschnitten. Und die Erlaucht vergoß sogar einige Thränen. Er begann mich zu segnen, über mich das Kreuz zu machen und ich küßte ihm die Hände und bemühte mich ebenfalls, meinen Augen ein Thränchen abzupressen. Nun erinnerte sich mein Alter des Vergangenen, wurde weich, und ich bin ja keine Närrin und machte Alles in seiner Tonart; über die Angelegenheit — kein Wort. Und ich erzählte ihm fortwährend allerlei Märchen, wie sich meine Mutter stets seiner erinnere, wie sie bete und ihn in vielen Träumen sehe. Wo ich das Alles in jenen Momenten hernahm, begreife ich jetzt wirklich selbst nicht!

Seine Erlaucht wurde ganz gerührt wie ein alter Kater, dem man hinter den Chren kraut. Er begann mir allerlei Gutes zu versprechen, allerhand Pläne für mich zu entwerfen. Er hatte beinahe schon die Absicht, mich bei Hofe vorzustellen. Weißt Du, es gab Augenblicke, da er bereit war, mich als eigene Tochter zu adoptiren — er hat keine Familie, die Frau und Kinder sind längst todt. . . . Ich merke, der günstige Augenblick ist da. Ich bin plötzlich in Thränen gebadet und sage dem Grafen: Ich liebe einen Mann, und wenn ich ihn nicht heirathen kann, dann brauche ich nichts mehr in der Welt.“

„Nun, wie hat der Graf dieses Bekenntniß aufgenommen?“ fragte ich lachend.

„Zuerst verhielt er sich theilnahmsvoll; dann begann er mich zu trösten, daß ich nicht weine, versprach, sich für mich zu bemühen.“

Als er aber erfuhr, wen ich zu heirathen beabsichtige, ging die Geschichte anders; der Alte wurde wüthend und wollte von nichts wissen. Er veränderte den Ton, ging von Du plötzlich auf Sie über. Er nannte mich nicht mehr Kindchen, noch Engelchen, sondern beehrte mich mit „Gnädige“. Wenn es sich trifft, Gnädige, sagte er, daß ein anständiges Mädchen einen Unwürdigen liebt, so bleibt ihren Verwandten nur Eines übrig: Zu Gott beten, er möge ihren Verstand erleuchten. . . .“

„Na, da sehe ich, die Sache steht schlecht, ich war schon ganz verzweifelt.“

Wjera brach im Erzählen plötzlich ab und stochte. „Nun, was denn, Wjera, was ist geschehen? Erzähle doch zu Ende, bitte!“ drängte ich. Wjera erröthete.

„Siehst Du, ich selbst kann mich jetzt nicht erinnern, wie Alles war und was ich ihm eigentlich sagte. . . . bloß. . . . bloß. . . . er begriff plötzlich, daß ich Pawlentow unbedingt heirathen mußte, damit die Sünde bedeckt und meine Ehre gerettet werde.“

„Ach, Wjera, Du hast Dich nicht geschämt, den Alten so zu hintergehen!“ rief ich vorwurfsvoll.

Wjera sah mich erstaunt an.

„Den armen Alten hintergehen!“ äffte sie mir im Scherz nach. „Hat man denn wessen sich zu schämen? Laß gut sein, er schämt sich auch nicht! In seiner Stellung und bei seinem Einfluß auf den Kaiser. . . wie viel Gutes, wie viel Nutzen könnte er bringen! Und er. . . ? Liegt mit der Stirn auf dem Boden. . . vielleicht wird man ihm auch im Himmel ein so warmes Pläschen verschaffen, wie hier auf Erden.“

„Und um Andere kümmert er sich wenig. In mir verhält er sich freundlich. Warum das? Weil mein Lärchen nach seinem Geschmack ist; es hat ihn an seine alten Sünden erinnert, sein altes Wut in Bewegung gebracht. . . . der Mühe werth, ihm dafür zu danken?! Verhält er sich zu den jungen Leuten, die man vernichtet, die in Sibirien verkaufen, etwa gut? Keine Spur! Laß nur gut sein — wie viele Urtheile hat er selbst in seinem Aler unterschrieben! . . .“

„Wäre es mir eingefallen, ihn zu betrügen, wenn es möglich wäre, mit ihm menschlich zu sprechen?“

Aber das kann man ja nicht; Wenn ich es versucht und ihm einfach gesagt hätte: Retten Sie Pawlenkoff, würde er mir geantwortet haben: Meinen Sie sich nicht in seine Angelegenheit, Gnädigst! Und dann wärs aus. Wie soll man da nicht betriegen . . . !"

Wjera ging auf und ab und wurde vor Eifer ganz roth. „Nun, fahre fort, bitte!“ drängte ich sie. „Wie war es weiter?“

„Ja, so. Anfangs wurde er schrecklich böse, schritt im Zimmer umher und begann nach Art aller alten Leute, wenn sie aufgeregt sind, für sich durch die Nase zu murmeln, aber so laut, daß ich es hören konnte: Unglückliches Mädel! Siehst du bis zu diesem Grabe zu vergessen! Aus einer so ausgezeichneten Familie! Das Mädel ist es nicht werth, daß man sich für sie bemüht, aber der Mutter wegen wird man diesen Taugenichts retten müssen. Man wird die Sünde irgendwie verdecken müssen, um nicht die ganze Familie zu bestechen. . . .“ So geht er, immer murmelnd im Zimmer herum. Und ich höre das, und mir kommt das Lachen und dabei muß man ein so zerknirschtes Gesicht machen. Ich sitze mit herabhängenden Armen, wage die Augen nicht zu erheben — mit einem Wort ‚Gretchen‘ . . . nicht anders.

„Endlich bleibt er vor mir stehen und sagt in strengen und eindringlichem Ton: „Sehe Dich, Wjera, und schreibe sofort an den Kaiser, daß Du ihm zu Füßen fällst und ihn bittest, er möge Dir gestatten, Deinen nichtswürdigen Verführer zu heirathen. Ich übernehme es, Dein Gesuch zu überreichen und Alles so einzurichten, daß kein Gerücht entsteht. Ich wollte mich bei dem Alten bedanken, aber er wehrte ab: . . . Ich thue das nicht für Dich, sondern für Deine Mutter!“

„Ich setze mich hin und schreibe nach seinem Diktat, da sehe ich aber wieder ein Hinderniß entstehen. Er diktiert und erwähnt dabei mit keinem Wort Sibirien. Und was ist mit Sibirien?“ frage ich. „Ich gehe mit meinem Mann nach Sibirien! Mein Alter lachte auf. Nun, das wird man von Dir nicht fordern,“ sagte er; die Sünde wird verdeckt sein — dann lebe, wo Du willst, gleichsam als ehrbares Wittfrauen.“

„Na, bin ich aber erschrocken, als ich diese Worte hörte! Was ist zu thun? denke ich. Ich habe Angst, auf Sibirien zu bestehen, am Ende erscheint ihm das verdächtig und er beginnt zu ahnen, um was es sich handelt. Ich weiß nicht, wie mich zu verhalten. Aber plötzlich kommt es wie eine Erleuchtung. Ich sage ihm, daß ich, um Buße zu thun, meinem Mann nach Sibirien folgen und mich dadurch von der Sünde reinigen will.“

„Mein Alter verstand mich nun, das war nach seinem Sinn. Er wurde sehr gerührt und sagte: er werde mich daran nicht hindern, das ist Gottes Sache. Er segnete mich, nahm ein Heiligenbildchen von der Wand und hängte es mir um den Hals.“

„Nun und weiter, was geschah weiter?“ fragte ich. „Weiter hat sich Alles sozusagen schon von selbst ergeben. Ich gehe nach Hause und sage Niemandem darüber ein Wort, wo ich war. Aber es vergeht keine Woche, so kommt meine Quartierfrau ganz roth und athemlos zu mir gelaufen, überreicht mir eine Visitenkarte und kann vor Aufregung kaum sprechen: Ein General ist vorgefahren, so ein nobler; er schickte einen livirten Diener herauf, damit er frage, ob das Fräulein zu Hause sei; er muß Sie dringend sprechen. Er selbst sitzt im Wagen und wartet. Ich sehe auf die Karte und da steht: Son Excellence le Prince Gelogitzky und darunter mit Bleistift hinzugeschrieben: de la part du comte Ralow. Nun, ich errieth sofort, in welcher Angelegenheit er kam.“

„Ich lasse bitten!“ sage ich. Meine Hausfrau verlor ganz den Kopf. Ach, mein heiliger Vater, was soll man da thun! Der General ist so heikel und bei uns ist nicht Ordnung gemacht. Und wie zum Unglück kochen wir heute Mittag Krautsuppe; im ganzen Hause ist ein Krautgeruch, daß Gott erbarme. — „Nun, thut nichts!“ sage ich, der General wird eben wissen, daß wir Krautsuppe essen. Bitte ihn nur herein . . . ganz einerlei.“

„Da höre ich schon den General die Treppe heraufkommen und sie ist bei uns so dunkel und schmal, und auch so altersschwach, daß sie unter ihm ächzt; der Säbel bleibt an dem Geländer hängen. Einige Kinderchen aus dem Hause springen herbei, trauen sich aber nicht näher zu treten, sie bleiben stehen, das eine den Finger in den Mund, das andere in die Nase steckend, und starren ihn wie ein wildes Thier an.“

„Der General tritt ein; er war noch nicht alt, so in den mittleren Jahren, stutzerhaft. Der lange, ein wenig graue Schnurrbart steht wagrecht — offenbar ist er gewickelt — und verbreitet Parfüm. In seinem ganzen Leben glaube ich, ist es dem General nicht vorgekommen, ein solches Hauswesen zu betreten, aber als Mann von Welt läßt er nicht merken, daß er dergleichen nicht gewohnt ist. Die Hauswirthin stellt ihm geschäftig einen Holzfauteuil mit gepolsterter Armlehne hin. Er thut als fälle ihm dieser nicht auf, läßt sich ungezwungen wie in einem beliebigen Salon der feinen Welt nieder, legt den Helm auf die Knie, streckt einen Fuß vor, wendet sich mit freundlichem Lächeln an mich und sagt: C'est bien à la princesse Vera Barantzow que j'ai l'honneur de parler? — „Ja,“ sagte ich, sie selbst ist es.“ Er winkt der Hausfrau, uns allein zu lassen, neigt sich zu mir, nimmt eine vertrauliche Miene an und sagt: der Kaiser selbst habe ihn zu mir geschickt, um zu erfahren, ob es wahr sei, daß ich den politischen Verbrecher Pawlenkoff heirathen und ihm nach Sibirien folgen wolle? — „Es ist wahr!“ antworte ich. Da beginnt er mich zur Vernunft bringen zu wollen. Wie kann sich denn nur ein so junges, prächtiges Mädchen, eine solche Schönheit zu Grunde richten! Ob ich auch bedacht habe, was ich thue! Ich, eine russische Adelige, heirathe einen getauften Juden, einen Staatsverbrecher! Meine Kinder werden keinen Namen und keinen Rang haben! Diese selbst werden, wenn sie heranwachsen, mir Vorwürfe machen!“

„An das Alles habe ich schon gedacht und auch Alles bedacht,“ erwiderte ich, und ändere meinen Entschluß doch nicht.“

„Der General sieht, daß ich noch immer auf meinem Entschluß beharre. Er faltet sein gutes väterliches Gesicht, kneift sogar ein Auge zusammen; indem er mich anblickt, faßt er mich an den Händen und sagt flüsternd: Ich bin kein junger Mann und habe selbst Kinder. Ich will zu Ihnen wie zu einer eigenen Tochter sprechen. Je nun, was Alles jungen Mädchen passieren kann! Sie sind nicht die Erste und sind auch nicht die Letzte! Es verlohnt nicht, wegen eines unüberlegten Schrittes sein Leben zu zerstören. Der Kaiser ist gnädig und der Graf ist Ihnen geneigt; er ist bereit, für Sie Alles zu thun. Und wenn es auch eine Sünde war, so kann man sie auch in anderer Weise verdecken, wir werden Ihnen auch einen anderen Bräutigam finden!“

„Ich thue so, als verstehe ich von all dem nichts und wiederhole nur das Eine: Ich will den Pawlenkoff heirathen, ich will ihm nach Sibirien folgen.“

„Der General sieht, daß er nichts ausrichten kann. Er erhebt sich, grüßt und geht; und ich — zum Advokaten Pawlenkoffs, erzähle ihm die ganze Geschichte und sage: Begeben Sie sich rasch zu Ihrem Klienten und theilen Sie ihm mit, welchen Plan wir zu seiner Rettung erforschen haben.“

„Nach einigen Tagen traf das Schriftstück ein, welches mir, der Gräfin Baranzow, gestattet, die gesegnete Ehe mit dem Staatsverbrecher, dem Juden Pawlenkoff, einzugehen, nachdem er das Judenthum abgeschworen haben und zur rechtgläubigen Kirche übergegangen sein wird; wir sollen in der Gefängnißkapelle getraut werden.“

Wjera schwieg und wurde nachdenklich. Einige Minuten saßen wir da, ohne ein Wort zu sprechen. „Wjera!“ rief ich endlich traurig. „Die Sache ist einmal geschehen und es ist zu spät, darüber zu klagen. Du hast Dich kopfüber in den Abgrund gestürzt. Sag Du mir gefälligst, warum bist Du denn vor“

* Ich habe wohl die Ehre, mit der Baroness Wjera Baranzow zu sprechen?

der Hochzeit nicht ein einziges Mal zu mir gekommen? Mir nicht ein Wort von dem zu sagen, was Du im Schilde führst! Wir betrachten uns doch als Freundinnen.“

Wjera umarmte mich und lachte auf.

„Was man Alles verlangt!“ rief sie heiter.

„Ja, hat man denn überhaupt je gehört, daß die Menschen anders als kopfüber in den Abgrund stürzen? Was glaubst Du? Wenn ein Mensch daran denkt, sich zu erhängen, so muß er, bevor er den Kopf in die Schlinge steckt, von einem Freund zum anderen gehen und von ihnen den Segen erbitten?“

„So! Das heißt, Du giebst zu, daß Du Dich in den Abgrund gestürzt hast?“ fragte ich leise.

„Siehst Du,“ sagte Wjera, nachdem sie ein wenig nachgedacht hatte. „Ich werde vor Dir nicht posieren, nicht Komödie spielen. Ich sage Dir offen: In dem Augenblicke, als das Papier kam und ich erfuhr, daß jedes Hinderniß beseitigt ist, ich also das Meinige durchgesetzt habe, hätte ich mich doch freuen sollen, nicht wahr? Allein die Klagen begannen in meinem Herzen zu kranken.“ Und dieses Gefühl blieb noch eine ganze Woche — bis zur Hochzeit! Ich hatte mir bereits irgend eine Arbeit, eine Beschäftigung ausgedacht, bloß um immer in Bewegung zu sein und nicht daran zu denken. Nun, tagsüber, so lange ich unter Menschen weilte, ging's noch an und ich hielt mich tapfer, allein wie die Nacht kam und ich allein blieb, hatte ich eine wahre Noth. Es begann am Herzen zu nagen und ich wurde feige, fürchtete mich. Nun und da ging ich denn heute zum Gefängniß. Man ließ mich ein. Eine schwere eisenbeschlagene Thür schlug hinter mir lärmend zu. Auf der Straße war es warm, die Sonne schien. Hier aber umfing mich plötzlich Dunkelheit, man spürte den Geruch von Feuchtigkeit. Das Herz war mir beklommen. Ich dachte bei mir: Glück und Freiheit und Jugend — Alles ließ ich hinter dieser Thür zurück. Es rauschte mir in den Ohren und es kam mir auf einmal vor, daß man mich in einen schwarzen Sack gesteckt hätte. Ich mußte Jemandem mein Dokument vorzeigen. Man führte mich durch lange, unendliche Gänge. Zwei Gendarmen begleiteten mich, der eine vor — der andere hinter mir. Aus jeder Seitenthür blickten Gestalten in Uniform hervor und umstürten mich mit frecher Neugierde vom Kopf bis zum Fuß. Wahrscheinlich erfuhr das ganze Gefängnißpersonal von der bevorstehenden Trauung, und jeder wollte die Braut ansehen. Sie genirten sich nicht und machten laute Bemerkungen auf meine Rechnung. Ich hörte wie ein Offizier dem anderen laut sagte: Co sacrés nihilistes ne sont pas dégoutés, ma foi! C'est vraiment dommage d'accoupler un beau brin de fillette comme ça à un brigand de forçat. Passe encore, si l'on avait le droit du seigneur.“

„Der Kamerad erwiderte etwas, was ich nicht verstand, wahrscheinlich etwas Unanständiges, weil sie Beide plötzlich laut auflacht. An mir vorbeigehend, klirrten sie mit den Sporen, bückten sich und sahen mir frech ins Gesicht, ja so nahe, daß sie mich beinahe mit dem Schnurrbart berührten. Bei jedem Schritt wurde es mir immer enger ums Herz. Ich gestehe es Dir offen — wenn in diesem Moment Jemand gekommen wäre und mir vorgeschlagen hätte, ich solle von der Eheschließung absehen, ich wäre gern davongelaufen, ohne mich umzublicken. Endlich brachte man mich wieder in ein Zimmer — leer, mit kahlen, getünchten Wänden, mit zwei Holzstühlen statt aller Möbel. Hier ließ man mich allein, nachdem man mir gesagt hatte, ich solle warten. Ob ich da lange allein saß, weiß ich nicht. Mir schien die Zeit unendlich. In meinem Geiste erhoben sich Zweifel: Thue ich Recht? Begehe ich nicht eine entsetzliche, unberzeihliche Dummheit? Und der Gedanke an das bevorstehende Zusammentreffen mit Pawlenkoff erschien mir immer

* Eine von Russen oft gebrauchte Redewendung für Wignuth. Der Ueberf.

** Diese verfluchten Nihilisten haben keinen ählichen Geschmack, meiner Treue. Es ist wirklich schade, ein so hübsches Mädel an einen Verbrecher zu verheirathen. Es möchte noch hingehen, könnte man wennstens das „Hochzeitsrecht“ ausüben.“

schredlicher. Ich fürchtete, ich würde ihn am Ende nicht erkennen. Was wird er mir sagen? Hat er mich verstanden? . . .

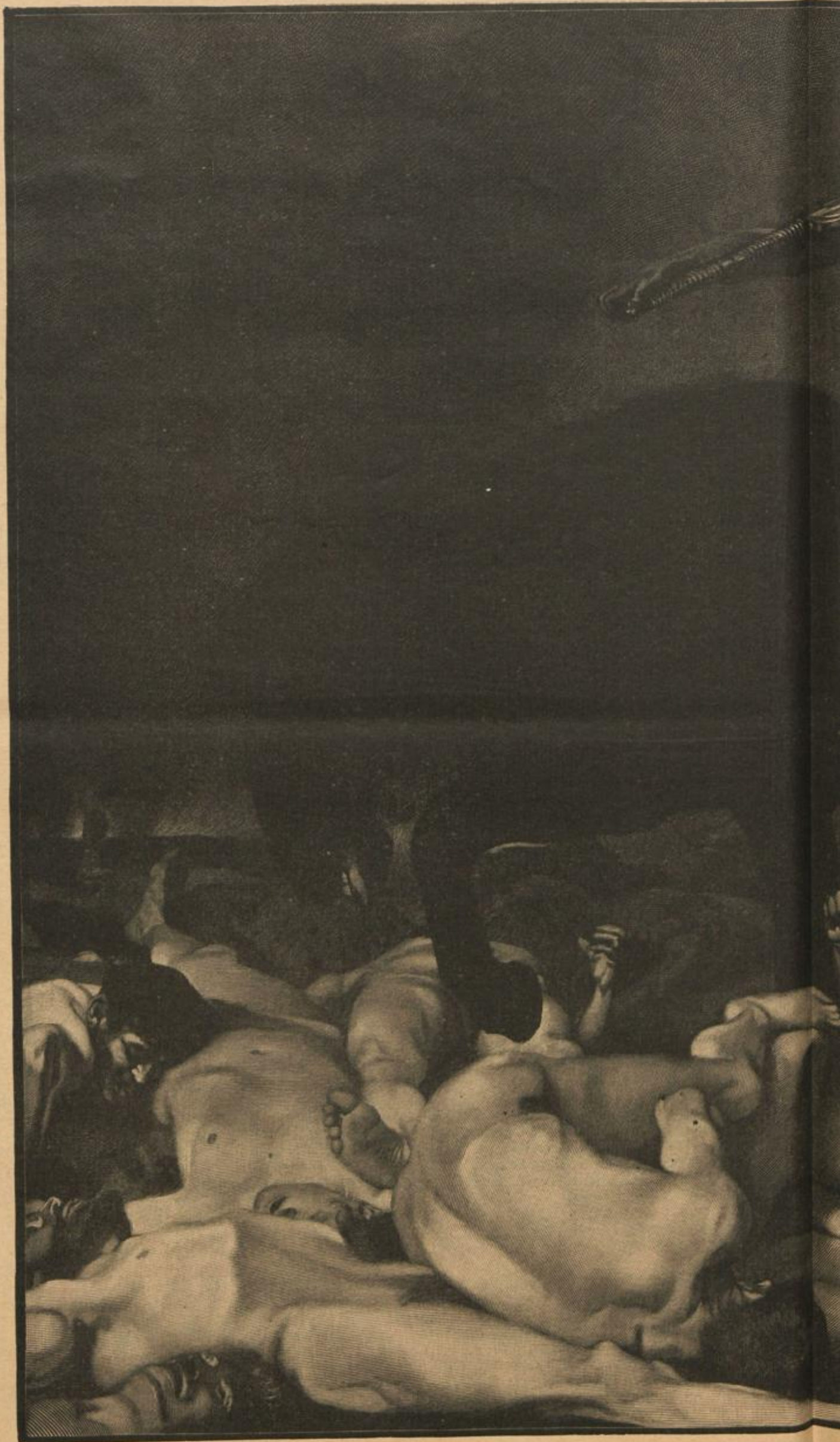
„Ich bemühte mich, mir sein Bild in Erinnerung zurückzurufen, wie es mir in den vergangenen Tagen erschien; aber was ich auch dazu that — es war Alles vergeblich.

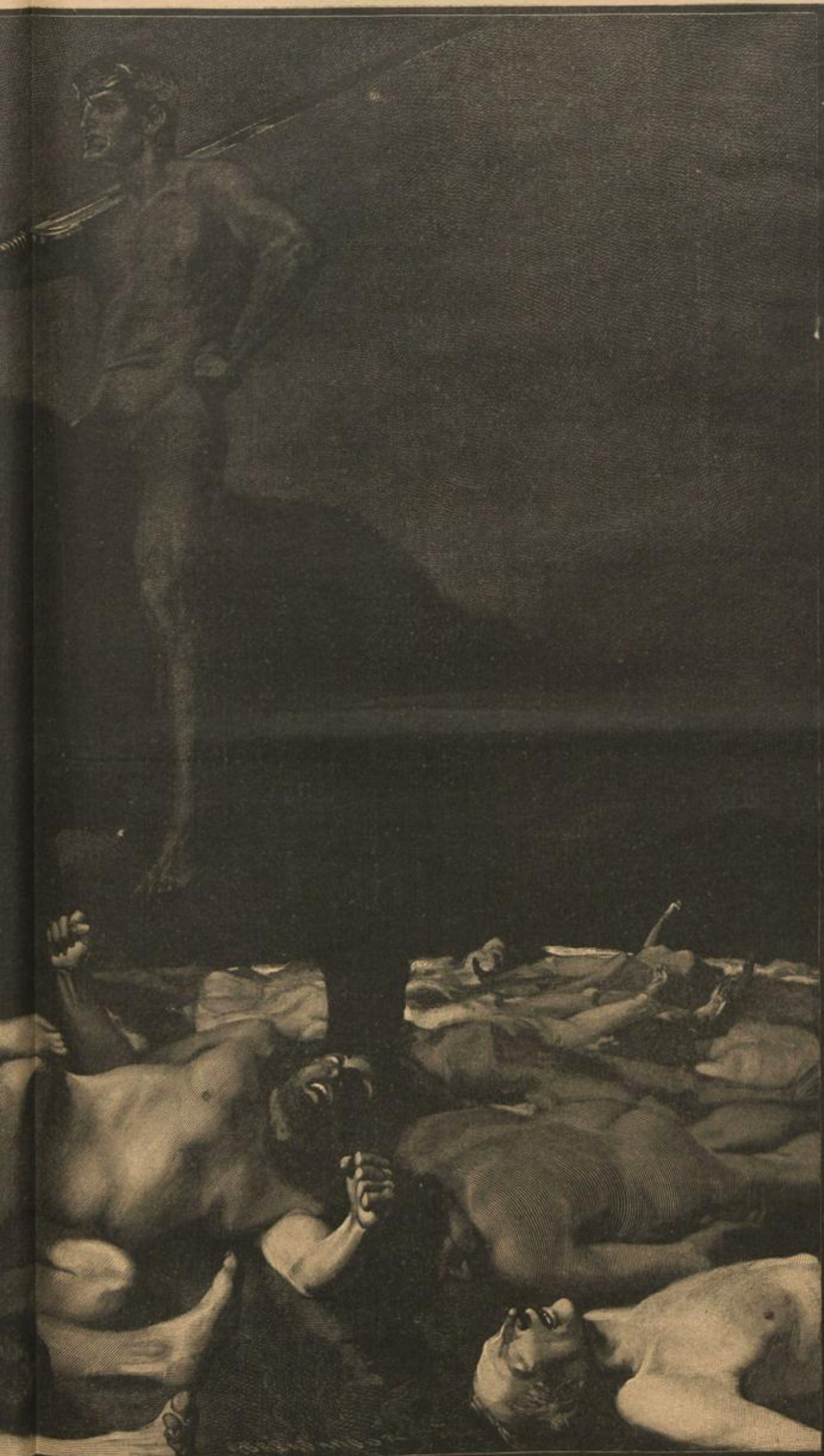
„Endlich vernahm ich Schritte, die Thür ging auf und zwei Gendarmen brachten Pawlenkow. . . . Wie er aussah, was für ein Gesicht er hatte — kann ich nicht sagen. Ich erinnere mich bloß, daß er einen grauen Sträflingsmantel trug und daß sein Haar bis zur Haut geschoren war.

„Einige Minuten ließ man uns allein, die Gendarmen traten zur Seite und thaten, als beachteten sie uns nicht.

„Was sich zwischen uns abspielte, dessen entsinne ich mich nur wie im Traum. Es kommt mir vor, daß Pawlenkow mich an beiden Händen faßte und flüsterte: „Dank, Wjera, Dank! Seine Stimme versagte; ich konnte auch nichts erwidern. Aber wirst Du es glauben? In demselben Augenblick, als er ins Zimmer trat, waren alle meine Qualen plötzlich verschwunden. In meiner Seele wurde es so heil, so klar — die Zweifel . . . als ob sie nie bestanden hätten! Ich wußte jetzt, daß ich recht gehandelt hatte, daß man nicht anders handeln durfte. Man brachte uns in die Kirche, stellte uns nebeneinander auf, der Priester ergriff uns an den Händen und führte uns um das Lesepult herum. . . . An all das erinnere ich mich wie im Nebel. Eine Minute lang, während sich ein starker Weihrauchduft verbreitete und der Gesang „Jesajas frohlocke! ertönte, kam wie ein Vergeben über mich, ich dachte, daß nicht Pawlenkow sich neben mir befindet, sondern Wasilzew — und ich hörte seine liebe Stimme so klar und deutlich! Ich weiß, ich weiß; es bestimmt, daß er es billigen würde, daß er sich gefreut hätte, auf mich zu klopfen. Und mit einem Male wurde mir Alles klar. Mein ganzes künftiges Leben breitete sich vor mir aus, wie auf einer Landkarte: Ich gehe nach Sibirien, ich werde dort den Verschickten zur Seite stehen, ich werde sie trösten, ich werde ihnen dienen, ihre Briefe nach der Heimath befördern. . . .“

Die Stimme Wjeras versagte, sie schluchzte. . . . „Und wenn man bedenkt, bedenkt, daß ich den ganzen Winter mit der Suche nach Arbeit vergeudet habe!“ sagte sie dann mit voller, muthiger und freundiger Stimme. „Und die Arbeit liegt da . . . auf der Hand . . . und welche Arbeit! Eine bessere hätte ich mir garnicht ersinnen können. Ich sage es Dir offen, zu einer andern Arbeit, auch zur revolutionären Propaganda, zur Verschwörung würde ich übrigens vielleicht garnicht taugen. Dazu gehören große Klugheit, Berebbarkeit, die Kunst, auf die Menge zu wirken, sie zu beherrschen, und das Alles besitze ich nicht. Und außerdem hätte mich immer die Angst erfüllt, daß ich Andere in Gefahr bringen könnte. So gehe ich denn nach Sibirien — das ist ganz die richtige Thätigkeit. Und wie sich Alles einfach, merkwürdig, wie von selbst gestaltet hat. Gott, wie glücklich bin ich!“ Sie warf sich mir an den Hals und wir lächelten uns und weinten.





Sechs Wochen darauf kam ich auf den Bahnhof der Nikolajewski-Eisenbahn, um mich von Wjera vor ihrer weiten Reise zu verabschieden. Gleich nach der Trauung hatte man Pawlenkow mit einer Schaar anderer Sträflinge nach Sibirien transportirt. Sie hatten einen großen Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Nun war auch für Wjera die Zeit gekommen, sich auf den Weg zu machen, und mit ihrem Mann an Ort und Stelle zusammenzutreffen. Sie reiste nicht allein; mit ihr fuhren noch zwei Frauen — die Tochter der einen und der Mann der anderen waren unter den Verschickten. Natürlich benutzten sie die dritte Klasse, aber das war noch eine sehr luxuriöse und bequeme Reise im Vergleich zu dem, was sie später erwartete. Damals ging die Eisenbahn nur bis zur Grenze des europäischen Rußland; dann mußten sie mit Telegas oder im Schlitten fahren. Im günstigsten Fall, das heißt, wenn sich gar kein Hinderniß auf der Reise einstellt, mußte die Reise zwei, drei Monate dauern.

Und was erwartet sie bei der Ankunft . . . ?

Aber alle Drei schienen daran nicht zu denken; alle Drei waren sorglos, und auf ihren Gesichtern lag eine feierliche Freude.

Die ungewöhnliche Erregtheit, in der sich Wjera die erste Zeit nach ihrem kühnen Schritt befand, hatte sich gelegt, sie ging wieder in sich und wurde von Neuem jenes stille, verschlossene Mädchen, das ich früher kannte. Sie war bloß ein wenig schwächer geworden und schien älter; aber die blauen Augen blickten noch immer muthig und kühn nach vorwärts und es war außerordentlich rührend anzusehen, mit welcher zärtlichen Fürsorge sie ihre beiden Reisegeoffinnen, insbesondere die ältere, umgab. Diese Drei verband offenbar eine enge Freundschaft; jene Fremdschaft, welche bloß gemeinsames Unglück zu gründen vermag.

Auf dem Bahnhof versammelte sich eine große Menge; Viele kamen aus bloßer Neugierde, Viele aus Theilnahme; und wer Verwandte oder Freunde in Sibirien besaß, wollte ihnen durch die Abreisenden einen Gruß oder eine Nachricht senden. Die Polizei war selbstverständlich stark vertreten.

Wir gelang es kaum, mit Wjera einige Worte zu wechseln, da sich um sie Alles scharte. Aber als das letzte Glockenzeichen ertönte und sich der Zug in Bewegung setzen sollte, streckte sie mir aus dem Fenster die Hand zum Abschied heraus.

In diesem Augenblick stellte ich mir das Schicksal, das dieses herrliche, junge Geschöpf erwartet, vor, mir wurde so schwer in der Seele und Thränen strömten aus meinen Augen.

„Weißt Du um mich?“ fragte Wjera mit einem hellen Lächeln. „Ach, wenn Du wüßtest, wie ich, im Gegentheil, Euch Alle bedauere, die Ihr zurückbleibt!“

Das waren ihre letzten Worte.

Stoßseufzer eines Rathsherrn.

O Weisheit, rüste mich mit Kraft,
Daß meine Stimme Klagen schafft
In Kirche, Schul' und Senate;
Und da mein Wissen Stückwerk ist,
So gib, daß ich zu aller Zeit
Das Beste wenigstens — errathe.

F. W. Gentler.

Franz Stuck.

(Zu unserem Bilde.)

Es ist schwer, an der Hand eines einzigen Bildes Anderen eine deutliche Vorstellung von einer großen künstlerischen Persönlichkeit zu übermitteln, und doch möchten wir die Gelegenheit nicht unbenuzt vorübergehen lassen, über den Schöpfer der machtvollen Allegorie des Krieges etwas mehr zu sagen, als dies im engen Rahmen eines Bildertextes möglich ist.

Haben wir es doch bei Franz Stuck mit einem der bedeutendsten und zugleich originellsten Maler der Gegenwart zu thun, mit einer Erscheinung von solch unwüchiger Kraft und Tiefe des Gedankens, daß ihr erstes Auftreten im Jahre 1889 geradezu ein Ereignis für die Kunstwelt bedeutete. Obwohl erst Vierunddreißiger, hat Stuck bereits den Gipfel des Ruhmes erklimmt und ist auch außerhalb der blauen und schwarzen Kreise der Kunstwelt ebenso bekannt geworden wie etwa ein Max Klinger, Hyde, Böcklin u. A.

Und er wäre es vielleicht noch früher geworden, hätten ihn seine Verhältnisse nicht in den ersten Jahren vor Allem aufs Selbstdienen angewiesen.

Er wandte sich daher zunächst kunstgewerblichen Arbeiten zu, in denen sich bereits ein außerordentliches Talent und seines Stilgefühl offenbarten.

Weiterhin war er als Zeichner, Illustrator, besonders der „fliegenden Blätter“ thätig, und sowohl die hierfür gelieferten Karikaturen als auch seine lustigen Beiträge zu allerhand Kneipzeitungen Münchener Künstler zeigen ihn uns als frohen, launigen Humoristen, den man nach unserem heutigen Bilde, seinem düsteren Gemälde des Krieges, wohl am wenigsten in ihm vermuthen würde.

Von einer weit anderen, größeren Seite als in den zahlreichen zeichnerischen Arbeiten lernen wir ihn auch in seinen Delfachen kennen. Freilich finden sich auch unter ihnen solche von rein humoristischer Färbung; aber in der Mehrzahl der Fälle ist der vom Künstler behandelte Gegenstand doch ein tieferer, zum mindesten einer, der mit Scherz und ausgelassener Heiterkeit nicht zu thun hat.

Wollen wir dem Maler Stuck auf seinem Entwicklungsgange folgen, so müssen wir mit dem Bilde beginnen, mit dem er auf der Münchener internationalen Kunstausstellung im Jahre 1889 zum ersten Male vor das Publikum trat, um bei dessen größerem Theile allerdings nur Ausdrücke des Mißfallens, des Mitleids, der Empörung wachzurufen, bei Anderen aber um so lebhaftere Empfindungen der Freude und Bewunderung zu wecken.

Dieses Bild war „Der Wächter des Paradieses“, ein Werk, das den Künstler gleich in seiner ganzen Eigenart, in seiner starken Kraft und ersten Größe erkennen ließ.

Es zeigt uns die stolze, glanzumwobene Gestalt eines Engels, der, in heldenhafter Körperschöne prangend, mit mächtigem Flammenschwert den Eingang zum Ort der Seligen hütet.

Otto Julius Bierbaum hat es einmal ein Abbild der jungstolzen Kunst, ein hohes Lied auf die Kraft genannt, und in der That ist dies der treffende Ausdruck für die Empfindungen, die Stuck mit seinem Wächter des Paradieses in uns erweckt.

Als Gegenstück zu diesem Vertreter des Lichtes sei hier gleich der ein Jahr später gemalte Lucifer erwähnt, ein Fürst der Finsterniß, wie er in seiner faszinierten, dämonischen Gluth sich kaum beschreiben läßt.

Aber auch milde, weiche Farbentöne zur Schilderung zarter Muth und Schöne stehen dem Künstler zu Gebote. Ein Beweis dafür ist seine „Juno-entia“ (Unschuld), ein Bild stiller, reiner Jungfräulichkeit, ausgehattet mit all dem Zauber, der einer jungen, kaum erschlossenen Mädchenknospe eigen.

Freilich, im Allgemeinen liegen der Natur Stucks andere, leidenschaftlichere Motive näher; seine unwüchige Kraft, seine lebendige Phantasie treiben ihn zur Behandlung monumentalerer Vorwürfe. Aus diesem Geiste heraus sind denn auch seine meisten anderen Werke geboren: so seine Vertreibung aus dem

Paradiese, seine Kreuzigung Christi; die Bilder, die mythologische Figuren und Szenen zum Vorkommen haben, die machtvolle Schilderung der Sphinx, die bekannte „Sünde“ und nicht zuletzt seine große Allegorie des Krieges, mit der wir uns denn auch etwas näher beschäftigen wollen.

Was sehen wir?

Von nächtlichem Dunkel überschattet, dehnt sich ein ungeheures Leichensfeld vor unseren Blicken aus. In gräßlichem Gewirr, wie sie der kalte Stahl dahingemordet, liegen — bald neben-, bald übereinander — die nackten Körper der Erschlagenen zu Tausenden und Abertausenden am Boden ausgestreut.

In schredlicher Krümmung ragen hier und dort erstarrte Arme, schmerzgeballte Fäuste in die Luft; und wo aus der Masse der weißen Leiber ein Menschenantlitz hervorblickt, grinst uns aus den verzerrten Zügen fürchterlich die Todesqual der Schlachtopfer entgegen.

Und mitten über sie hinweg sehen wir auf tolschwarzen Rasse die finstere Gestalt des Krieges schreiten.

Indeß die schneige Rechte den Knopf des über die Schulter gehaltenen Niesenschwertes umspannt, schweift das starre Auge des Gottes kalt über die blutige Ernte, die er heut gehalten. Wahrlich, es war ganze Arbeit, die er heut verrichtet hat; selbst das düstere Thier mit seiner blöden Zunge, das die Leiber der Todten niederstampfend, müde einen Fuß vor den anderen setzt — es scheint genug zu haben; denn „auch das Grausen wird zum Ueberdruß“.

Und wie ein Symbol des Todes, der alles Leben auslöscht, ruht undurchdringliche, sternlose, finstere Nacht auf den Gefilden.

Ja, das ist der Krieg, der Krieg, wie ihn in seiner ganzen düsteren Größe, in seiner vollen brutalen Macht der Zerstörung, in seinem Niedertreten alles Dessen, was Menschenleben, Sitte und Kultur heißt, wohl kein Anderer vor Stuck so packend, so gewaltig zu schildern verstanden hat.

Trogdem mag es vielleicht Einem oder den Anderen geben, der an der in gewissem Sinne unrealistischen Art der Darstellung Anstoß nimmt, der fragt, was soll diese völlige Nacktheit sämtlicher Gestalten, warum hat der Maler nicht ein Bild der Zerstörung vor uns aufgerollt, wie es unzählige Schlachten unserer Tage hinterlassen haben? So etwa eine Schlacht von Waterloo, Königgrätz oder Gravelotte mit ihrem Durcheinander Todter und Verwundeter in ihren bunten, blutgetränkten Uniformen? Dazwischen verstreute Thiere, verlassene Geschütze, verlorene Säbel und Gewehre?

Darauf ist zu antworten, daß der Maler nur, indem er alle zeitlichen und örtlichen Zufälligkeiten bei Seite ließ, den Gedankeninhalt seines Werkes in so reiner, starker Form zum Ausdruck bringen konnte, und daß er gerade durch die Darstellung des nackten menschlichen Körpers und zugleich durch die Hängung der weißen kraftstrogenden Leiber den Gegensatz zwischen Tod und Leben in seiner vollen Größe, den Krieg selbst in seiner ganzen Furchtbarkeit zu schildern im Stande war.

Uebrigens begegnen wir diesem Mangel streng realistischer Darstellung — nicht Malweise — noch bei manch anderen Bildern Stucks.

Und doch, trotz seinem starken Hang zum Phantastischen fällt es dem Künstler niemals ein, sich auf die Wege trockener, nüchternen Allegorie zu verirren; seine Gestalten, in denen sich irgend eine große, tiefe Idee verkörpert, haben nichts Schemenhaftes an sich; im Gegentheil, es sind immer Gestalten von Fleisch und Blut, nicht selten sogar in ihrer natürlichen Kraft und Lebensfülle übertrieben.

Gerade dies, Stucks Neigung zu übertreiben, ist freilich von der anderen Seite wieder von Manchen getadelt worden; man hat die Befürchtung ausgesprochen, der Künstler werde sich bald noch zu größeren Maßlosigkeiten versteigen und in einer gewissen Maniertheit ausarten.

Ich glaube kaum, daß diese Vermuthung begründet ist; jedenfalls scheinen mir die bisherigen Arbeiten des Meisters keinen Anhalt dafür zu bieten. Und dann heißt gerade Stuck wie Wenige das, was

man Stilgefühl nennt, Verständniß für das richtige Verhältniß von Form und Inhalt, so daß ein etwaiges Abirren von dem bisher eingeschlagenen Wege jedenfalls nur vorübergehend sein würde und wir sicherlich noch eine Menge von Arbeiten erwarten dürfen, die an Werth und künstlerischer Größe in nichts hinter dem schon Geleisteten zurückstehen.



Altes und Neues aus dem Reiche der Tonkunst.

Von Adolf Lubnow.

IV.

Das arbeitende Volk und die Musik.

Wer die Geschichte des deutschen Konzert- und Theaterwesens während der letzten fünfzehn Jahre aufmerksam verfolgt, wird ein stetes, rasches Anwachsen der ausdrücklich für den Besuch der unteren Volksklassen berechneten theatralischen und musikalischen Aufführungen nicht verkennen können. In unseren meisten Großstädten werden, wenigstens in den Wintermonaten, regelmäßige „Klassikervorstellungen zu halben Preisen“, „Volksheimliche Konzerte“ oder „Vortragsabende“ veranstaltet.* Auf die Gründe dieser erfreulichen Erscheinung näher einzugehen, würde zu weit führen. Vielsach ist es das Streben weniger Wohlmeinender, nach Kräften dazu beizutragen, daß von den Schätzen unserer Kultur möglichst viel jenen unzähligen erschlossen werde, die durch ihre ökonomische Gebundenheit von jeder ernstlichen, dauernden Beschäftigung mit der Kunst ausgeschlossen sind. Vielsach freilich ist es auch das Verlangen, mit einigen kleinen Opfern die Vorwürfe des anklagenden Gewissens zu beschwichtigen, das nicht dulden will, daß die höchsten und reinsten Kunstgenüsse nur einer kleinen, privilegierten Minderheit zugänglich sind, während Hunderttausende nach Kunst und Schönheit schmachten. Oft genug ist es vollends die Absicht, mit solchen und ähnlichen gemeinnützigen Veranstaltungen den breiten Volksmassen die treue, liebevolle, auch „auf die Hebung des intellektuellen Niveaus“ des Volkes gerichtete Fürsorge der besitzenden Klasse überzeugend darzutun und sie vor allen bösen, emanzipatorischen Gelüsten zu bewahren.

Haben nun die genannten Versuche, dem Volke die Schätze unserer dramatischen Dichtung und Musik zu erschließen, wirklich den gewünschten Erfolg gehabt?

Was die theatralischen Aufführungen anlangt, so kann man die Frage für eine kleine Reihe von deutschen Großstädten, wie München, Berlin und manche andere, unbedenklich bejahen. Man hat sich sogar vielfach nicht damit begnügt, dem Volke eine Reihe von Musteraufführungen klassischer Dramen zu bieten, sondern man hat es sogar mit dem größten Erfolge versucht, an der Hand Ibsens und Hauptmanns Liebe und Verständniß für das moderne Drama zu erwecken.

Dagegen bilden freilich die „Klassikeraufführungen zu halben Preisen“ in der Geschichte einer langen Reihe von deutschen Schaubühnen den dunkeln Fleck. Entweder man vertritt das Prinzip: „Halbe Preise, halbe Leistungen“ und gab den Schauspielern an den gewöhnlich an einem bestimmten Wochentage stattfindenden Aufführungen willkommene Gelegenheit, sich von den Strapazen der übrigen Theaterabende zu erholen, oder man gab den Aufführungen durch die Auswahl der Stücke ein so tendenziöses

* Ich bemerke, daß ich mit den genannten „Volksheimlichen Konzerten“ nur einheitlich und nach einem bestimmten Plane durchgeführte Musikaufführungen zum Zwecke der Popularisierung klassischer Musik verstehe. Leider scheint ein nicht unbedeutlicher Theil unserer Kapellmeister unter demselben Namen nun den Jubelgriff aller jeweilig von der Massenjugend geträulerten und gepfiffenen Gassenhauer und Eingetangelmelodien zu verstehen: wer jemals in Leipzig einer ausdrücklich als „Populäres Konzert“ bezeichneten Musikaufführung beigewohnt hat, wird mit Schreden wahrgenommen haben, wie sich die „populäre Musik“ fast ausschließlich als ein nach dem Rezept „Für das Volk ist gerade das Schlimmste gut genug“ zubereitetes Ragout von Tänzen, Marschen und saden Operettenmelodien darstellt.

Gerräge, daß auch der Fernstehendste die Absicht merkte und verstimmt heimging. Besitzt man doch vielfach das Repertoire mit Aufführungen Schiller'scher Dramen, namentlich der „Jungfrau von Orleans“, „Wallenstein“ und „Tell“, und einer Anzahl von historisch patriotischen Lärmstücken.

Nicht viel Besseres ist von den meisten populären Musikaufführungen zu berichten. Es ist, wie von vornherein bemerkt werden möge, eine bedauerliche Thatsache, daß die Versuche, musikalische Bildung unter das Volk zu tragen, sich fast ausnahmslos auf die großen Formen der Instrumentalmusik beschränkt haben. Die meisten Programme unserer populären Konzerte weisen eine stattliche Anzahl, meist acht bis zwölf, Musikstücke auf, die sämtlich dem Gebiet der Opern- und der reinen Instrumentalmusik entnommen sind. Immerhin verdienen derartige volkstümliche Musikaufführungen noch immer den Vorzug vor anderen, die sich lediglich als gewöhnliche Virtuosen- und Bravourkonzerte zu ermaßigten Preisen charakterisiren. Zwei oder drei Instrumentalstücke, gewöhnlich eine Sinfonie und eine Ouvertüre, bilden darin nur den zumeist kaum beachteten Rahmen für die Jongleurstücke eines aus weiter Ferne für schweres Geld vertriebenen Virtuosen, auf dessen „geniale Persönlichkeit“, wie es dann zumeist in den Konzertberichten heißt, „sich das Interesse des Abends konzentriert.“ Die ganze Wichtigkeit und Seichtigkeit dieser Konzerte, in denen das rein Musikalische weit hinter dem Interesse an der persönlichen Bravour des Solisten zurücktritt, hat Maue unlängst in einem „Die Musik als wahre Volkskunst“ überschriebenen Aufsatz in der „Neuen Zeit“ mit treffenden Worten gegeißelt. Man kann Maue gewiß zustimmen, wenn er energisch „planmäßige Unterdrückung des Virtuositentums und Lächerlichmachung des oberflächlichen Salonstils im Instrumentalen und Vokalen“ fordert. Nur, glaube ich, ist es mit einer bloßen Reform des Konzertwesens, von der er alles Heil und eine Gesundung des verdorbenen musikalischen Geschmacks im Volke erhofft, nicht gethan. Die Anzahl der musikalischen Formen, von denen das Konzert, in Sonderheit die Instrumentalmusik, Musterbeispiele zu geben vermag, ist nur gering; zudem sind Sinfonie und sinfonische Dichtung, die neben der Ouvertüre vornehmlich in Betracht kommen, die komplizirtesten Formen der Instrumentalmusik und setzen als solche zur vollen Erfassung ihres künstlerischen Werthes ein schon gereiftes Kunstverständnis voraus.

Keinesfalls darf mit der vorzugsweisen Vorführung der sinfonischen Meisterwerke unserer Ton-dichter der Anfang bei den populären Konzerten gemacht werden. Beethovens „Neunte“ oder Liszt's „Tausendfontäne“ werden zwar auch dem musikalisch ungebühten Ohre einen leichten Respekt vor dem Genius ihrer Schöpfer beibringen, aber das Schöne und Gewaltige in diesen Werken wird doch bei allen Hörern, deren musikalische Bildung sich noch in ihren Anfängen befindet, hinter der Menge des Fremdartigen und Unverständlichen zurücktreten. Zudem liegt die Gefahr nahe, daß der musikalische Laie, selbst bei einem kurzen Instrumentalkonzert, bei dem eifrigsten Streben, in den Geist der Tondichtung einzudringen, erlahmt und daß sein Interesse erkaltet. Erfordert doch keine andere Musik größere Uebung im abstrakten musikalischen Denken und verlockt doch keine andere so sehr den Geist, den Faden der Verfolgung der Entwicklung und Ausprägung des musikalischen Gedankens zu verlassen und seinen eigenen Träumen und Phantasien nachzugehen, als gerade Sinfonie und Ouvertüre, die berufensten Vertreter der reinen Instrumentalmusik. Der nächstliegende Ausweg, zwischen die klassischen Programmnummern Musikstücke leichteren Charakters, wie Märsche, Arrangements von Opernummern und dergleichen einzuschleiben, dürfte sich bald als eine sehr zweischneidige Waffe erweisen: das Interesse der Hörer würde sich bald von der klassischen Musik ab- und ausschließlich den eingestreuten populären Musikstücken zuwenden.

Mit der jetzt beliebten Gepflogenheit, in unseren großen Konzerten zwischen die Instrumentalnummern Lieder einzuschleiben und derart dem größten Theil

des Publikums die gewünschte Abwechslung zu bieten, wird sich der musikalisch Gebildete niemals recht befremden können.

Trotz aller Einwände und Gegeneinwände bleibt es doch eine arge Stillwürdigkeit und zeugt von einem Mangel an ästhetischem Feingefühl, wenn in dem engen Rahmen eines kurzen Konzerts Erzeugnisse der komplizirtesten Musikform, der Sinfonie, und der einfachsten, des Liedes, zusammengestellt werden.

Es scheint vielmehr gerathen zu sein, eine durchgreifende Reform unseres gewiß an unzähligen Schäden leidenden Konzertwesens nicht als das erste Mittel zu betrachten, eine Gesundung des musikalischen Geschmacks des Volkes herbeizuführen, sondern sie eher als Schlüsselstein anzusehen. Weit größere Bedeutung ist allen jenen Bestrebungen beizumessen, die die Kenntniß und das musikalische Verständnis im Volke zunächst für die kleineren Formen der Musik zu fördern bereit sind. Vor Allem auf dem Gebiete des Liedes.

Namentlich das Chorlied eignet sich durch die verhältnißmäßig leichte Bewältigung der technischen Schwierigkeiten, durch den Reichthum und die Schönheit der musikalischen Gedanken, die die Meister dieser Kunstform in ihm niedergelegt haben, ferner durch die Möglichkeit, eine unbegrenzte Anzahl von Mitwirkenden zur Wiedergabe des musikalischen Kunstwerkes heranzuziehen, zur Ausbreitung und Vertiefung musikalischer Bildung.

Unter den verschiedenen Formen des Chorliedes müssen wir, zumal in Ansehung des gedachten pädagogischen Moments, und auch im Hinblick auf den künstlerischen Werth der meisten Kompositionen, dem Liede für gemischten Chor vor dem für den Männerchor den Vorzug geben. Ein kleiner Theil der Schubert'schen und Mendelssohn'schen, vor Allem aber die große Menge der Schumann'schen Chorlieder gehört zu dem Schönsten, was diese Meister geschaffen haben; hingegen ist aus der fast übergroßen Fülle der Kompositionen für Männerchor nur Weniges musikalisch interessant und werthvoll: die meisten athmen lediglich den Geist einer verwässerten Sentimentalität oder lärmenden Bierfröhlichkeit. Die Hindernisse, die sich der Einrichtung ständiger gemischter Chöre in den Weg stellen, zumal die Schwierigkeit, mit genügender musikalischer Vorbildung und dem nöthigen Organisations-talent ausgerüstete Direktoren zu finden, sind freilich nicht zu unterschätzen. Immerhin bilden die in fast allen größeren Städten zahlreich bestehenden Arbeitergesangsvereine die sichere Basis für die Ausbildung größerer gemischter Gesangschöre. Wo gleichzeitig Dilettantkapellen bestehen, deren Leistungen über das gewöhnliche Niveau hinausgehen, kann dann allmählig der Versuch gemacht werden, das Chorlied mit Orchesterbegleitung und das Oratorium, zunächst freilich nur in den technisch einfachsten Vertretern beider Musikgattungen, zu pflegen. Im Allgemeinen kann nicht bringend genug darauf hingewiesen werden, daß eine gute vokale Ausbildung von weit größerem Werthe für den Gewinn einer gründlichen musikalischen Bildung und musikalischen Kunstverständnisses ist, als der bloße, wenn auch noch so häufige Besuch von Musikaufführungen jeglicher Art: nur wenige Auserwählte vermögen der Kenntniß der Theorie und Technik einer Kunst bei der Werthung ihrer Erzeugnisse zu entziehen.

In geringerem Grade als das Chorlied, kommen das für eine einzelne Gesangsstimme bestimmte Kunstlied und die Klaviermusik in Betracht. Zwar ist das Klavier vor allen Musikinstrumenten längst das populärste und geradezu Hausinstrument geworden, wie es in der Vorzeit Laute und Gitarre waren, immerhin ist die Zahl Derer, deren ökonomische Verhältnisse ihnen die Anschaffung eines Klaviers erlauben, trotz der in den beiden letzten Jahrzehnten erfolgten starken Verbilligung dieses Instruments und aller Abzahlungs-geschäfte, im Arbeiterstande überaus gering. Auch erfordert eine nur mittelmäßige Beherrschung der Klaviertechnik ein mehrjähriges, zeitraubendes Studium, das nur Wenigen möglich ist. In dem Kunstlied, besonders in dem modernen, in dem das melodische Moment hinter dem deklamatorisch psychologischen zurücktritt, spielt dazu die Klavierbegleitung

eine so wichtige Rolle, daß sein Vortrag durch die bloße Gesangsstimme undenkbar erscheint. In den wenigen Familien aus dem arbeitenden Stande, in denen sich ein Klavier findet, sollte freilich der Versuch gemacht werden, ob es nicht möglich ist, an Stelle des faden Salonklimpers und der plumpen Arrangements von Operetten- und Gassenhauer-melodien eine gesündere, schmackhafte Kost zu setzen. Fast sämtliche älteren und modernen Klavierschulen und sonstigen klavier-pädagogischen Werke vermitteln dem Schüler die Bekanntschaft mit einer stattlichen Reihe von klassischen Klavierkompositionen, namentlich Mozart'schen, Beethoven'schen und Schubert'schen Werken. Gelingt es dem Klavierlehrer, in der leider zumeist nur knapp bemessenen Unterrichtszeit, seinen Schüler wirklich in den Geist der klassischen Klaviermusik einzuführen, so wird ihn sein ge-träftigtes ästhetisches Urtheil vor allen Verlockungen der sinnlich reizvollen, aber leicht und gehaltlosen Salonmusik bewahren und ihn die betretenen Pfade weiter wandeln heißen.

Im höchsten Grade bedauerlich ist es, daß sich, wie schon oben erwähnt, alle Versuche, die musikalische Bildung des Volkes zu vertiefen, auf die Instrumentalmusik beschränkt, und nicht auch auf andere Gebiete, namentlich die Oper, ausgedehnt haben. Der großen Masse des Volkes ist jegliches tiefere Eindringen in den Geist der musikalisch-dramatischen Kunst schon aus einem äußeren Grunde unmöglich; in unseren meisten Großstädten ist der Beginn der Operaufführungen auf sieben oder sogar halb sieben Uhr festgesetzt, also eine Zeit, in der sich nur überaus Wenige von ihren Berufsgeschäften freizumachen und ihrer Erholung nachzugehen im Stande sind. Fast sämtliche Konzertaufführungen in unseren Großstädten beginnen dagegen erst um acht Uhr und ermöglichen wenigstens einem kleinen Theile der arbeitenden Klasse den Besuch. An dem einzigen Tage, an dem dem Volke der Besuch der Operaufführungen möglich ist, am Sonntag, wird zudem auf sein musikalisches Bedürfnis wenig oder gar keine Rücksicht genommen, und auf das Repertoire entweder die Premi-eren moderner Opern oder einer Anzahl älterer, sogenannter Zugstücke gesetzt. In Leipzig kann man zum Beispiel mit großer Bestimmtheit darauf rechnen, jeden Sonntag neben der ersten Wiederholung der Wochenpremiere „Carmen“, „Die Afrikanerin“, „Die Hugenotten“ oder ein sonstiges Zugstück, am liebsten eine große, in Musik gesetzte Haupt- und Staatsaktion auf dem Repertoire zu treffen. Und doch erscheint die regelmäßige Veranstaltung von populären Operaufführungen ebenso geboten als die von Klaffervorstellungen und volkstümlichen Konzerten. Ihre Zeit müßte auf den Sonntag Vor- oder Nachmittag gelegt werden, das Repertoire eine Reihe von Musikaufführungen von Opern Mozarts, Webers usw. bis auf Wagner enthalten. Gerade mit der Kenntniß der — älteren wie modernen — deutschen Oper ist es, freilich nicht zum mindesten durch das Verschulden unserer Theaterdirektionen, im Volke noch recht traurig bestellt. Trotzdem die Zahl der lebensfähigen deutschen Opern fast allein einen vollständigen Spielplan füllen könnte, sind doch nur der „Freischütz“, „Czar und Zimmermann“ und allenfalls „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wirklich ins Volk gedrungen. Nur die regelmäßige Veranstaltung von populären Operaufführungen könnte dem Volke zeigen, welche Schätze deutscher Kunst es noch zu heben vermag; die wenigen Nummern aus der deutschen Oper, die sich in unseren Konzertsälen Bürgerrecht erworben haben, sind wahrhaftig nicht im Stande, auch nur einen schwachen Ersatz für die Bekanntschaft mit dem vollständigen, lebenswarmen, musikalisch-dramatischen Kunstwerk zu bieten. Man denke nur an die fürchterlichen, für den Konzertgebrauch zugeschnittenen Paraphrasen von Abschnitten aus den späteren Wagner'schen Musikdramen!

Am schwersten dürfte es fallen, im Volke Liebe und Verständnis für die intimste Form der Musik, die Kammermusik, zu erwecken. Wenige Musikgattungen setzen zu ihrem vollen Verständnis eine so gereifte musikalische Bildung und einen den Tages-schöpfungen so abholden Geschmack voraus, als die des sinnlichen Klangreizes zumeist entbehrende, nach

strenge logischen Gesetzen aufgebaute Kammermusik, die darum mit wenigen Ausnahmen nur von unseren ersten Meistern gepflegt worden ist. Nur eine vollständige Vertrautheit mit dem Geiste der klassischen Musik und eifriges Hören wird das Verständnis für diese ebenso eigenartige als bedeutende Musikform ermöglichen.

Freilich wird jeder Versuch, die Schätze unserer älteren und modernen klassischen Musik dem Volke zu erschließen, erfolglos bleiben, wenn er nicht von einem festen, energischen Kampfe gegen die Ausgeburt des durch und durch verdorbenen musikalischen Tagesgeschmacks begleitet ist. Dieser Kampf wird vor Allem passiv geführt werden müssen; wer wirklich bestrebt ist, seine musikalische Bildung zu fördern und an den Meisterwerken unserer ersten Künstler zu vervollkommen, wird jeder Gelegenheit, schlechte Modemusik zu hören, sorgsam aus dem Wege gehen und in diesem Sinne auch unter seiner Umgebung wirken. Bei dieser Gelegenheit sei noch kurz

auf ein Moment eingegangen, das meines Wissens noch in keiner Untersuchung darüber, wie die allgemeine musikalische Bildung gehoben und der schlechten Geschmacksrichtung mit Erfolg entgegengetreten werden könne, die verdiente Berücksichtigung gefunden hat. Es sind dies die mechanischen Musikwerke, die sogenannten Musikautomaten, in ihrer jetzigen Gestaltung bekanntlich eine Erfindung der letzten fünfzehn Jahre. Auch in früherer Zeit wurden mechanische Musikwerke unter dem größten Aufwande von Zeit und Mühe angefertigt, aber es waren dies auch Meisterwerke von höchstem künstlerischen Werthe und individuellem Gepräge: ein Mozart verächtete es nicht, für ein derartiges Instrument eine Komposition zu schreiben. Die vielen Tausende von Musikautomaten, die heute in alle Lande hinausgehen, dienen aber leider zu meist nur dazu, den niedrigsten Schund von Operetten- und Tingeltangelmelodien zu popularisieren und den musikalischen Geschmack selbst der Landestheile, in denen sich eine wahre Volksmusik lauter und rein

erhalten hat, zu verderben. Bereits vor vierzig Jahren schrieb ein deutscher Denker, der wie kein zweiter in die Tiefe der deutschen Volksseele geschaut hatte, und wußte, was ihr frommte und schadete, W. G. Nibel, in seinen „Kulturstudien“: „Man spricht von unverdauter Musik, die vielerlei Volk gedankenlos weiterlinge. Der Ausdruck trifft; denn solche musikalische Formen und Gedanken, die dem Organismus einer Volksgruppe fremdartig, von Außen ihm eingetränkt werden, unverdaut und unverdauliche Stoffe, sind allerdings, wie jeder Doktor weiß, höchst ungesund.“ Und ferner: „Wo eine unverdauter städtische Modemusik auf dem Lande das Feld gewonnen hat, da ist auch der Bauer verdorben.“

Geben wir zum Schluß der Hoffnung Ausdruck, daß es auf dem oben angegebenen Wege recht bald gelinge, dem herrschenden Modegeschmack überall mit Erfolg entgegenzutreten und einer reinen, wahren Volkskunst die Bahnen zu ebnen.



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Schädelkapazitäten zu messen bediente man sich bis in neuerer Zeit der Glasperlen, der Erbsen, des Sandes oder kleiner Schrot Körner. Ende vorigen Jahres nun wurde in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte die Methode angeführt, welche ein Herr Pell anwendet, um den Inhalt einer Schädelhöhle zu messen. Er führt eine Kautschukblase in den Schädel ein, welche dünn genug ist, um sich allen Formen des Schädelinneren anzuschmiegen, und andererseits den Druck des Wassers, das er nun in den Schädel hinein läßt, zu ertragen vermag. Dann läßt er, wenn alle Theile des Schädels mit Wasser gefüllt sind, dieses in ein Meßgefäß einlaufen und vermag auf diese einfache und sinnreiche Weise die Schädelkapazität jedesmal in zehn bis zwölf Minuten festzustellen, sowie denselben Schädel beliebig oft darnach zu messen.

Die Arbeit eines Blitzstrahles kann in der Weise gemessen werden, daß man bestimmt, eine wie große Menge Eisen von dem Blitz geschmolzen werden kann. Darnach entspricht die von einem Blitz geleistete Arbeit durchschnittlich 7000 Pferdestärken in einer Sekunde.

Gedankensplitter.

Ein Autodidakt (ein Mensch, der sein eigener Lehrer ist, sich durch Selbststudium Kenntnisse erwirbt) kann einseitig sein, aber weiß bewahrt er sich besser das Leben und das Feuer der Begeisterung. Uebrigens ist am Ende Jeder mehr oder weniger Autodidakt. Ich gestehe, daß mir die Vorlesungen an der Universität sehr wenig genützt haben; kann daß sie mir Anregung gaben. Freilich kann man auch auf die Universitäten Hamlets (Prinzen von Dänemark, Helden eines Shakespeareschen Dramas) Wort anwenden, daß etwas faul sei im Staate Dänemark.

Vom frevelhaft herbeigeführten Duell bis zum überdachten Mordanschlag ist nur ein Schritt.

Ist das qualvolle Hasten, der unaufhörliche Kampf ums Dasein, der den Menschen heut auferlegt wird, ein Vorzug der Gegenwart? Ist die stetig wachsende Gewalt des Staates, der das Leben seiner Bürger von deren erstem Lebensjahre an regelt, der sie gleichmäßig erzieht, drückt, polizeilich bewacht, und durch diese gutgemeinte Vorsicht jede Originalität zu verbannen droht — ist sie auch ein Segen? Bei der Beurtheilung früherer Jahrhunderte müssen wir uns bemühen, die Bornurtheile, die uns die Erziehung, wie das Leben eingeblöht haben, so viel als möglich abzulegen. Ganz wird uns das freilich nie gelingen. So brühet man sich in unserer Zeit gern mit der Freiheit, die der Staatsbürger errungen, wobei er zunächst an das Recht des Volkes denkt, durch gewählte Vertreter seinen Willen kund zu thun, an der Ausarbeitung der Gesetze zu helfen, die Steuern zu bewilligen und Reklames mehr. Dieses Recht besteht, gleich wie die Freiheit, mehr scheinbar als wirklich; wirklich aber ist die Knechtschaft, welche der Staat seinen Bürgern auferlegt, und die wir schon oben erwähnt. Wir halten uns frei, weil wir von Zeit zu Zeit an die Wahlurne treten dürfen und uns auf eine Anzahl von Jahren einige hundert Herren geben. Wir halten uns für frei, dürfen aber unseren Söhnen keine andere Erziehung geben als sie der Staat in seinen Schulen gewährt, widrigenfalls sie eine Menge von Rechten verlieren. Wir halten uns für frei, haben aber den Impfwang, Schulzwang, Religionszwang, Militärzwang, Steuerzwang, und noch vieles Andere ließe sich von solchen Zwangslagen anführen.

Nur in der Mythologie (Götterlehre) ist die Athene (die Göttin der Weisheit) in voller Waffenausstattung aus dem Haupte des Zeus (ihres Vaters, des obersten Gottes des griechischen Götterhimmels) hervorgegangen. In der Geschichte sind politische Schöpfungen von wirklicher Dauer und Haltbarkeit gewöhnlich durch die Arbeit von Jahrhunderten vorbereitet worden.

Der einzige Beweis für die Wahrheit irgend einer „Geisteslehre“ liegt nach Charon einzig und allein in der Menge der Jahre und der Gläubigen.

Wenn man alle Menschen für seine Brüder hält, kommt man aus der Trauer nie heraus.

Der beste, klügste und wohlmeinendste Herrscher läuft beständig Gefahr, durch seine Höflinge verrathen, betrogen, ja selbst verkauft zu werden.

Wie thöricht sind Nationen, die ihre Größe im Ruhm der Waffen suchen. Eine jede besah solchen einmal und verlor ihn wieder.

Ein Mann, der die einzige Niffer unter Kassen sein will, ist der Ruhn seines Zeitalters.

Nichts erhält die Gesetze so wirksam, als ihre Anwendung gegen hochgestellte Personen.

„Der Hof! Der Hof! Da liegt das Unglück. Der Hof ist das Grab der Nation. Serrail-Kabalen, in welchen um das Schicksal Frankreichs gespielt wird. O poverotta Francia! armes Frankreich! Alles wird von den Großen und vom Adel gesündigt. Der Adel ist der Kost der Regierung.“

Als Ludwig XV. von Frankreich noch ein Prinz war, sagte ihm sein Gouverneur (Erzieher), Herzog von Villeroy, an einem Ludwigstag, als das Volk in jubelnder Menge den Platz vor den Tuilleries füllte, indem er seinen Högling dieses Treiben von einem Fenster aus betrachten ließ: „Sehen Sie diese Masse, diese unzählige Volksmenge — das Alles gehört Ihnen! Sie sind ihr Herr.“ So berichtet Saint-Simon in seinen Memoiren. Der Enkel Ludwigs XV. mußte für diese Lehre büßen. Von Ludwig XV. ist kein einziger fruchtbringender Gedanke zu nennen, den er während seiner fast halbjährhundertlangen Regierung gehabt oder begehrt hätte. Unter ihm lernte das Frankreich des 18. Jahrhunderts, seines Königs zu entbehren, wie Votheissen sich treffend ausdrückt.

Schnitzel.

Mein gnädiger Herr, das können Sie nicht dulden, Daß eine Bürgerstochter Sie verwarf! Euer Gnaden haben ja doch Schulden, Wovon kein Prinz sich schämen darf.

Der Kunstgriff. Wollt Ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen? Malet die Bosheit — nur malet den Teufel dazu.

Vater und Sohn. V.: „Das war ein reicher Mann, ei, ei! Da mußt Du sein Dein Hüttchen ziehen.“ S.: „Wir kommen bei der Münze noch vorbei, Da mußt ich wohl gar niederhauen?“

An einige Unzufriedene. Ihr klagt den Himmel an, daß Kippel Intendant, Kipp's Kammerath und Kapp's Minister worden ist? Undenkende, so wißt: Dies ist Beweis, daß auch in Eurem Land Gott selbst die Raben nicht vergift.

Vom Herrendienst. Als ärmstes Thier Von allen Thieren, die auf Erden kriechen, Seh ich den wahren Höfling an, Der seinem Herrn leibeigen Sich hingiebt um geringen Sold; Das thät ein Esel nicht und wär er frei.

Bald dort, bald hier Stich, schlage, raube, Brand auch mußt Du riechen; Nimm Roß und Wagen, Heu' und Hahn, Den Menschen spare nicht! Bezeigen Wird dann sich gnädig Dir und hold Dein Herr für so viel edle Schinderei.

Steh jetzt vor ihm, jetzt hinterher, Merk auf den ganzen Tag! Ist er ein Fürst, so eilt's noch mehr, Daß er Dich sehen mag, Und zu Dir sprech ein freundlich Wort, Du nimmst es für des Himmelstürken Hort.

Rechts'händel. Wer da Tanzen lernen will, braucht nicht fort nach Frankreich laufen, Diese Kunst im fremden Land um das deutsche Geld zu tan en. Wer da Tanzen lernen will, fange nur zu rechten (deutsch: zu projectiren) an, Dieses giebt so viel zu laufen, daß man endlich tanzen kann.

Klage. Ach, der junge Herr Baron Spielt mit seinen Dorfgemeinen Die verkehrte Passion: Alle leiden hier für Einen.

Der Glaube. In dem Adler sprach die Taube: „Wo das Denken aufhört, da beginnt der Glaube.“ „Recht!“ sprach jener, „mit dem Unterschied jedoch: Wo du glaubst, da denk ich noch!“

O glücklich, wer noch Bettlern hat, Dem glänzet noch ein Morgenroth; Er wird, wenn nicht Geheimrath, Doch etwas noch vor seinem Tod, Wohl thuts dem armen Adam weh, Daß Gott ihm nicht sein Eden neh, Er hatte keine Bettlern je, Sonst säh er noch im Paradies.

Nein! Sagten sie einmal nein wär ihnen und Vielen geholfen, Aber das Eselgeschrei schreiet zu Allem: Ja-a.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macash, Leipzig, Oststraße 14, richten.